Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

102 (2.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Der rätselhafte Goldfund

Von G. Pourcel

Sylvain Roumégous ging die Treppe langsam und gemessen hinauf. Er stöhnte dabei unter der Last eines Kohlensackes. Schwer stellte er ihn neben den Ofen und rief: „Mélie! Wo bist du?"

Seine Frau erschien in der Küchentür. „Du hast mich aber wirklich erschreckt!" sagte sie. „Kaum habe ich deine Stimme erkannt. Was ist denn los? Du bist so bleich."

„Ja," sagte er stöhnend, „weißt du, was ich unten in einer Kellerecke entdeckt habe — einen kleinen Kasten voller Goldstücke — ein Vermögen — sage ich dir!"

Mélie riß die Augen weit auf. „Mit Goldstücken! Wo?"

„Ich wagte nicht, allein damit heraufzugehen — der Kasten ist auch schwer — 25 Kilo vielleicht — nur Gold — weiter nichts als Gold!"

Mélie verharrte wie angenagelt. „Bist du deiner Sache ganz sicher?" flüsterte sie heiser. „Und du bist auch nicht betrunken?"

„Steck eine Lampe an und komm selbst mit in den Keller!" zischte er.

Nach einigen Minuten schlichen sie wieder die Treppen hinauf in ihre Mansarde. Sie trug die Lampe voran, und er hatte die Kassette unterm Mantel verborgen. Umständlich schlossen sie ihre Tür ab und begaben sich ins Schlafzimmer, wo sie den Kasten aufs Bett setzten. Feierlich öffnete er ihn — dann standen sie beide da und starrten geblendet auf das Gold. „Wir müssen mal nachzählen!"

Lauter Goldstücke — Zwanzigfrancsstücke — waren es. Die meisten trugen das Bild Napoleons III. Mit begehrlichen Händen und brennenden Blicken zählten sie — im ganzen waren es 86 420 Francs. Mélie lachte heiser: „Er hätte auch wirklich 100 000 Francs sparen können, der Kerl! Viel kann man ja heutzutage nicht anstellen mit den 80 000 Francs."

„Du vergißt," meinte Sylvain aufgebracht, „daß das Goldgeld fünf- bis sechsmal so viel wert ist, wie Papiergeld. In Wirklichkeit ist dies hier ungefähr eine halbe Million."

Dieser Gedanke überwältigte sie einen Moment. Dann sagte sie: „Was fangen wir damit an?"

„Ja," erwiderte er, „ich verkaufe mein Taxi, und wir kaufen uns irgendwo auf dem Lande ein Haus."

„Sollen wir etwa wieder Bauern werden?" fauchte sie. „Nein, danke! Ich finde, daß wir uns genügend abgerackert haben. Jetzt wollen wir das Leben genießen, und feine Kleider kaufen, ins Theater gehen, Reisen machen . . ."

„Reisen! Bei den Fahrpreisen und den teueren Hotels! Ich hatte doch nicht geglaubt, daß du so leichtsinnig wärst!"

„Ich — leichtsinnig!"

Es klingelte. Unruhig starrten sie sich an. „Wer kann das sein?"

Wieder klingelte es. Schnell warf Sylvain ein Tuch über den Kasten. Beide gingen schnell ins andere Zimmer und verschlossen die Tür sorgfältig. Dann machte er auf. Es war die Portiersfrau mit einer Zeitung. „Denken Sie bloß mal; wissen Sie schon, was man jetzt vom alten Pignatel erzählt!" (Pignatel war der Hauswirt und vor zwei Tagen gestorben.) „Ja — man erzählt also, er sei ermordet worden! Ist das nicht schrecklich! Erwürgt, sagen die Leute! Morgen kommt die Polizei, um Haussuchung zu halten. Ich sage Ihnen das nur im voraus, denn es kann gut möglich sein, daß die Mieter auch vernommen werden!"

Bei der Abendmahlzeit saßen sich die beiden Eheleute stumm gegenüber. Keiner hatte Appetit. Plötzlich sagte Mélie: „Glaubst du, daß der bewußte Kasten etwa Pignatel gehört hat?"

„Ganz und gar nicht!" entgegnete er aufgebracht. „Erstens würde er ihn ja bei sich in der Wohnung aufbewahrt haben — und außerdem kannst du ja sehen, daß das Geld alt ist. Es muß schon lange dort gelegen haben."

Nach einer Weile sagte die Frau: „Es wäre immerhin das Gescheiteste, du würdest zusehen, das Geld los zu werden, bevor die Polizei kommt."

Da fuhr er auf. „Du redest wie eine Verrückte! Wie sollte ich das Geld los werden? Ja — nach und nach — aber wenn ich plötzlich damit in einer Bank auftauchte, was glaubst du, was die da sagen würden . . .? Es ist ja nicht mal statthaft, Gold zu haben!"

Während des ganzen Abends saßen sie stumm beieinander. Sie beschäftigten sich wie immer, verharrten aber in unheimlichem Schweigen. Um 10 Uhr gingen sie zu Bett. Aber sie schliefen nicht. Im ganzen Hause war es still, und unten im Parterre lag Pignatel tot — ermordet.

„Sylvain!" sagte schließlich Mélie im Dunkeln, „wirst du mir schwören, daß nicht du es bist, der ihn erwürgte!"

Sie hatte erwartet, daß er wütend aufbrausen würde. Aber er rührte sich nicht. Er sah aus, als schliefe er.

Einige Minuten später sagte sie, ohne die Stimme zu heben: „Du mußt jetzt aufstehen. Es ist bald fünf Uhr, Du kommst sonst zu spät an die Arbeit!" Er vernahm ihre Worte und erhob sich. Als er sich anschickte, zu gehen, flüsterte sie flehentlich: „Sylvain, lege das Geld wieder in den Kasten und schaffe ihn fort!" Ohne zu protestieren, nahm er den Kasten unter den Arm und ging. Sie eilte ans Fenster, um ihm nachzusehen, als er in den dämmernden Morgen entglitt. Jetzt schritt er auf den Kanal zu, der am Ende der Straße lag. Sie erriet mehr, daß er den Kasten mit seinen Händen hochhob und ins Wasser schleuderte. Dann legte sie sich wieder auf ihr Bett und fing an zu weinen. Nicht wegen des Geldes, sondern weil sie fühlte, daß er nie gestehen würde. Für den Rest des Lebens würde diese Bürde auf ihr lasten — in ewigem Zweifel würde sie fortan zusammen mit einem Manne leben, der vielleicht ein Mörder war — darum weinte sie . . .

Allerlei

* **Ein neu entdecktes unterirdisches Gebirge.** Dem eisenfreien amerikanischen Expeditionsschiff „Carnegie", das der Carnegie-Institution in Washington für besondere magnetische Messungen dient, ist es vor einiger Zeit gelungen, auf dem Grund des Stillen Ozeans ein neues unterirdisches Gebirge zu entdecken. Es erhebt sich zu einem 3000 Meter hohen Kamm, der aber immerhin noch 1000 Meter unter der Wasseroberfläche liegt. Diese Bodenerhebung wurde mit dem Echolot festgestellt, das es erlaubt, vom Schiff aus von Minute zu Minute die Tiefe zu messen, ohne daß das Fahrzeug deshalb, wie es früher notwendig war, jedesmal anhalten müßte.

* **Eine altgermanische Siedlung.** Die englische Insel Man hat eine eigenartige Geschichte. Sie wurde vor mehr als tausend Jahren von isländischen Wikingern erobert und erhielt bis in die Neuzeit in ihrer Verfassung alte Gebräuche germanischen Ursprungs. So wurden die im Laufe eines Jahres erlassenen Gesetze am Mittsommertag von einem Hügel, dem Thingvellir, herab öffentlich verkündigt, und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hin hatte die Insel eigene Gouverneure und Könige. Erst dann kam sie ganz unter englische Oberherrschaft. Die alte Sprache der Bewohner stellt eine dem Gälischen oder Wallisischen verwandte Sprachform dar. Der alte Name für die Inselleute war Manx oder Manxmen. Der früher viel gelesene Schriftsteller Hall Caine, der von der Insel Man stammte, hat in einer Reihe von Romanen und Erzählungen sehr interessante Bilder des eigenartigen Lebens seiner Heimat gegeben.

Sängerwettstreit der Deutschen Lokomotivführer. In den Tagen vom 3. bis 5. Mai findet das 3. Lokomotivführersängerfest statt, zu dem bereits 45 Vereine mit rund 2000 Sängern aus ganz Deutschland angemeldet sind. Das Programm sieht außer dem eigentlichen Wettsingen eine Kundgebung für das deutsche Lied vor dem Schlosse und Fahnenweihe in der städtischen Festhalle vor. Staatspräsident Dr. Schmitt und Oberbürgermeister Dr. Finter haben ihre Teilnahme zugesagt und werden Begrüßungsansprachen halten.

Untertünnelung des Aermelkanals

Die englische Arbeiterregierung gab kürzlich durch ihren Arbeitsminister Thomas im Unterhause bekannt, daß sie zum Bau eines Tunnels unter dem Aermelkanal zwischen England und Frankreich ihre Genehmigung erteilt habe. Die Arbeiten sollen schon in nächster Zeit beginnen.

Das Projekt stammt bereits aus der Zeit Napoleons I. Im Jahre 1802 entwarf der Franzose Mathieu-Favier einen Plan zur Untertunnelung des Aermelkanals. Die britische Regierung lehnte jedoch die Verwirklichung aus militärischen Gründen ab. Vermutlich hätte aber auch damals die Technik eine solche Leistung noch nicht vollbringen können. Erst dreißig Jahre später war der erste Unterwassertunnel der Welt, ein Tunnel unter der Themse in London, nach siebzehnjähriger Bauzeit vollendet. Sir Marc Isambard Brunel hieß sein Erbauer. Er erwies durch sein für den damaligen Stand der Technik großartiges Werk die praktische Möglichkeit der Untertunnelung bedeutender Wasserstrecken.

Während des 19. Jahrhunderts tauchten immer wieder Projekte zur Ueberwindung des Aermelkanals auf. Mit einem Tunnel, mit auf den Meeresboden verlegten Röhren oder mit einer Riesenbrücke wollten sie England mit dem Festlande verbinden. Praktische Bedeutung haben alle diese Entwürfe nie erlangt. Stets versagte die Britische Regierung unter dem Einfluß ihrer Marinesachverständigen die unbedingt notwendige Genehmigung. Das Gespenst eines möglichen französischen Truppeneinmarsches durch den Tunnel spukte noch wie zur Zeit des ersten Napoleon in den Köpfen der Militärs. Immerhin veranlaßten jene Projekte gründliche wissenschaftliche Untersuchungen des Kanalgrundes. Sie lieferten außerordentlich günstige Ergebnisse. Man fand eine leicht zu bearbeitende, fast völlig wasserdichte Kreideschicht! Als sich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch die politischen Beziehungen zwischen England und Frankreich freundlich gestaltet hatten, traten in beiden Ländern Kanaltunnelgesellschaften ins Leben, die von der französischen Nordbahngesellschaft, der englischen Südbahngesellschaft und dem Pariser Bankhause Rothschild unterstützt wurden. Von Sangatte bei Calais und von Folkestone bei Dover wurde mit Bohrmaschinen des von Oberst Beaumont erfundenen Systems je ein Stollen vorgetrieben. Die Konstruktion der Druckluftmaschinen zu Beaumonts Bohrapparaten stammte von dem bekannten deutschen Ingenieur und Schriftsteller Max Eyth. Die Tunnelstollen hatten bereits eine Länge von mehr als 1800 Metern auf jeder Seite erreicht als die Britische Regierung — natürlich wiederum auf Betreiben der Militaristen — am 5. April 1882 den Weiterbau des englischen Teiles verbot. Damit war der Bau überhaupt unmöglich gemacht. Die Tunnelgesellschaften blieben indessen bestehen.

Auch in unserem Jahrhundert ist das Projekt wiederholt aufgetaucht — so 1906, 1913 und während des Krieges, zuletzt unter der ersten Regierung Macdonald 1923. Immer von neuem verstanden es die Militaristen, unterstützt von um ihr Geschäft bangenden Schiffsreederkreisen, die Oeffentlichkeit mit den alten Einwänden zu beunruhigen und den Tunnelbau zu verhindern. Wahrscheinlich wäre bei einer längeren Dauer der ersten Regierung Macdonald der Widerstand schon überwunden worden. Der Gedanke, durch den Tunnelbau die Arbeitslosigkeit zu mildern, wirkte in der Oeffentlichkeit stärker als die kriegstechnisch längst überholten und in der Zeit der Verständigungspolitik überlebten Argumente der Gegner. Schon unter dem Kabinett Baldwin lebte daher das Tunnelprojekt wieder auf.

Nach Angaben des Barons d'Erlanger, des Vorsitzenden der englischen Tunnelbaugesellschaft, soll ein Doppeltunnel gebaut werden. Er soll 53 Kilometer lang sein (die Länge des Simplontunnels beträgt 20 Kilometer). Die gesamte neue Bahnstrecke soll sich auf 61 Kilometer belaufen. 40 Kilometer verläuft der Tunnel unter Wasser. Die Zugförderung geschieht elektrisch. Die Baukosten, rund 600 Millionen Mark, sollen ohne Staatssubvention in England und Frankreich aufgebracht werden. Die französische Nordbahngesellschaft will allein fast die Hälfte der Bausumme beisteuern. D'Erlanger rechnet bei einer Zugfolge von 20 Minuten mit einer Beförderung von 4 Millionen Fahrgästen jährlich und erwartet unter Annahme des gegenwärtigen Fahrpreises von 16 Mark für die Strecke Dover-Calais-Boulogne und einer Einnahme von weiteren 16 Millionen Mark aus Fracht- und Gepäckbeförderung eine Bruttoeinnahme von 80 Millionen Mark im Jahre, wovon 25 Prozent Betriebskosten abgehen sollen. Optimistischere Berechnungen erhoffen sogar eine bedeutende Verkehrssteigerung durch den Tunnel und rechnen bis 24 Millionen Fahrgäste im Jahre.

Uns interessiert natürlich besonders der mutmaßliche Einfluß des Tunnelbaus auf den Arbeitsmarkt. D'Erlanger setzt für den Bau selbst die Beschäftigung von mindestens 10 000 bis 12 000 Mann auf sechs Jahre an, Thomas nach neueren Mitteilungen sogar 24 000 Mann. Dazu kommt aber noch die Beschäftigung stärkerer Belegschaften in den Werken, die Material und technische Hilfsmittel für den Bau und späteren Betrieb des Tunnels liefern. Bemerkenswert ist noch die Tatsache, daß von 63 englischen Handelskammern sich bei einer Umfrage nur eine einzige gegen den Tunnel aussprach: Es war die der Stadt Dover, die ihre Kanalschiffahrt bedroht sieht. Alle anderen Handelskammern sind für den Tunnelbau.

Ueber ein Jahrhundert lang konnte der Kanaltunnel nicht gebaut werden, weil die Britische Regierung ihre Zustimmung versagte. Wenn diese Zustimmung heute vorliegt, wenn das völkerverbindende, großartige Werk nun endlich verwirklicht werden kann, so verdankt es die Welt einer sozialistischen Regierung.

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von **Oliver Curwood**

Die Sonne stand senkrecht über dem Wald und eine oder zwei Stunden nach dem Besuche Wotans schlich sich Grauwolf davon. Zwischen dem Nest Billos und dem Rande des Windbruches lagen Baumstämme kreuz und quer ineinander geschoben und teilweise abgebrochen, so daß kein Lichtstrahl durchzudringen vermochte. Aber die Dunkelheit fürchtete Billo gar nicht, denn er mußte erst noch kennen lernen, was hellichter Tag ist. Licht, der Tag, und nicht Nacht sollte ihm den ersten großen Schrecken einjagen. So tastete er sich furchtlos den Spuren seiner Mutter nach und bellte, daß sie auf ihn warte. Aber, wenn Grauwolf Billos Rufe hörte, so achtete sie nicht darauf, sondern trottete ruhig weiter, und das kratzende Geräusch ihrer Krallen auf dem Holz verlor sich langsam in der Ferne.

Diesmal machte Billo nicht halt vor dem zwanzig Zentimeter hohen Stamm, der immer in seinen Bereich hereingeragt hatte. Er kletterte hinauf und ließ sich auf der anderen Seite wieder hinunterfallen. Hier, auf der anderen Seite des Baumstammes öffnete sich das Reich zahlloser Abenteuer, und mutig tauchte Billo unter in der neuen Welt.

Er brauchte lange, bis er die ersten 2000 Meter zurückgelegt hatte. Dann stieß er auf Stämme, die unter den Füßen Grauwolfs und Wotans im Laufe der Zeit ganz glatt geworden waren. Jeden zweiten Schritt machte er halt und winselte nach seiner Mutter. Wie er so dahintappte, ging allmählich eine sonderbare Veränderung in dieser neuen Welt vor sich. Bisher hatte Billo nichts als Dunkelheit gekannt, und jetzt schien sich diese Dunkelheit in seltsame Umrisse und Formen aufzulösen. Einmal gewahrte er das Aufblitzen eines feurigen Strahls — eines Sonnenstrahls — über sich, und das bestürzte ihn so sehr, daß er sich platt auf den Boden legte und sich eine halbe Minute lang nicht von der Stelle rührte. Dann setzte er seinen Weg wieder fort. In der Nähe schrie ein Hermelin. Billo hörte das Rascheln eines Eichhörnchens in den Zweigen und ein sonderbares hau, hau, hau, das durchaus nicht klang wie die Stimme seiner Mutter. Er hatte die Spur verloren, die Stämme waren nicht mehr glatt, sondern führten immer höher und höher hinauf bis in das Geäst und das Gewirr am Rande des Windbruchs, und bei jedem Schritt wurde sein Weg immer schmaler und schmaler. Billo begann leise zu heulen. Seine kleine, weiche Nase suchte vergebens nach dem warmen Fell seiner Mutter, und als er schließlich das Gleichgewicht verloren hatte und herunterfiel, da hörte mit einemmale alles auf. Plötzlich verloren seine Füße den Halt, er stieß einen durchdringenden Schrei aus und ließ sich fallen. Hoch droben muß er gewesen sein, denn es war ein furchtbarer Sturz. Sein kleiner, weicher Körper taumelte von Baumstamm zu Baumstamm, und als er endlich unten ankam, war kaum noch ein Lebenszeichen in ihm. Er stand aber rasch wieder auf seinen vier zitternden Beinen und blinzelte mit den Augen.

Ein neuer Schreck hielt ihn festgebannt. Innerhalb kürzester Zeit hatte sich die ganze Welt verändert. Ueberall herrschte eine Flut von Sonnenlicht, überall, wohin er schaute, konnte er seltsame Dinge entdecken. Am meisten aber versetzte ihn die Sonne in Erstaunen. Sie wurde sein erstes Erlebnis des Feuers und sie schmerzte seine Augen. Gerne hätte er sich wieder in den freundlichen, geschützten Windbruch zurückgezogen, aber im selben Augenblick kam Grauwolf, von Wotan gefolgt, hinter einem Holzstoß hervor. Voller Freude beschnupperte sie Billo, und Wotan wedelte vergnügt mit dem Schwanze, und dieses Wedeln sollte noch eine charakteristische Eigenschaft Billos werden. Als Halbwolf wird er wohl immer mit dem Schwanze wedeln, und augenblicklich machte er einen Versuch. Vielleicht hatte Wotan die Anstrengungen Billos bemerkt, denn er brach, wie zum Beifall, in ein Freudengeheul aus.

Oder hat er vielleicht zu Grauwolf gesagt:

„Nun, haben wir endlich diesen kleinen Spitzbuben aus dem Windbruch herausgebracht?"

Billo aber hat einen großen, bedeutungsvollen Tag hinter sich, denn er hat seinen Vater und die Welt entdeckt.

2. Kapitel

Der erste Kampf

Es war eine herrliche Welt, eine Welt undurchdringlichen Schweigens, die den Tieren der Wildnis allein gehörte. Die nächstliegende Hütte war etwa 150 Kilometer entfernt, und die nächste größere Siedlung ganze 450 Kilometer weiter südlich. Noch vor zwei Jahren hatte Tusoo, der Fallensteller, den Wald sein Revier genannt. Durch Generationen hindurch war er nach dem Waldgesetz auf ihn gekommen. Tusoo war aber der letzte Sproß eines aussterbenden Geschlechts; er ist mit Weib und Kind den Blattern erlegen, und seit seinem Tod ist kein menschlicher Fuß mehr seinen Spuren nachgegangen. Der Luchs hat sich mächtig vermehrt. Der Elch und das Karibu haben, vor den Nachstellungen des Menschen sicher, ein natürliches Ende gefunden, und der Biber vollendet ungestört seinen Bau. Auch die Spuren des schwarzen Bären sind seitdem nicht weniger zahlreich, als die des Rotwilds weiter im Süden. Und wo einstmals die Fallen und Giftbrocken Tusoos die Reihen der Wölfe gelichtet, besteht jetzt keine Gefahr mehr für die Tiere der Wildnis.

Auf den Sonnenschein dieses ersten herrlichen Tages waren in der ersten wirklichen Nacht, die Billo erlebte, der schimmernde Mond und flimmernde Sterne gefolgt. Es war eine wunderbare Nacht. Hinter den Wäldern stieg wie eine rötlich glühende Scheibe der Mond empor und goß ein ganz neues Licht über die Erde aus, das Billo weicher und viel, viel schöner dünkte, als das Sonnenlicht. Da wurde die Wolfsnatur mächtig in ihm, er hatte weder Ruh noch Rast. Tagsüber hatte er in der warmen Sonne gelegen, in dem schimmernden Mondlicht aber konnte er keinen Schlaf mehr finden. Voll der Unruhe suchte er Grauwolf aufzuspüren, die platt auf dem Bauche lag, und ihren schönen Kopf erhoben, angestrengt auf die Geräusche der Nacht horchte. Still wie ein Schatten hatte sich Wotan, von Jagdgelüsten getrieben, davongeschlichen.

Wie Billo um den Windbruch herumschlich, vernahm er mehrmals ein schwirrendes Geräusch über seinem Kopfe, und ein- oder zweimal sah er einen grauen Schatten vorüberhuschen. Das waren die großen Eulen des Nordens, die so tief am Boden flogen, um ihn zu verfolgen, und wenn er an Stelle eines jungen Wolfsbundes ein Kaninchen wäre, so wäre seine erste Nacht im Mondenschein und Sternenlicht zugleich seine letzte gewesen, aber er fürchtete, im Unterschied zu den Kaninchen, keine Gefahr. Grauwolf schenkte ihm auch keine besondere Aufmerksamkeit. Ein natürliches Gefühl sagte ihr, daß in diesen Wäldern außer der Hand des Menschen keine große Gefahr auf Billo lauerte. In seinen Adern rollte Wolfsblut. Er jagte alle die andern Tiere der Wildnis, aber keines dieser Tiere, weder Vogel noch Vierfüßler, stellte ihm nach. So sagte ihm irgend ein Gefühl. Billo hatte keine Angst vor den Eulen, auch die schrecklichen, unheimlichen Schreie, die sie hoch oben in den Gipfeln der Tannen ausstießen, flößten ihm keine Furcht ein. Einmal aber packte ihn doch die Angst, und da flüchtete er sich zu seiner Mutter. Es war, als sich einer der fliegenden Jäger blitzschnell auf einen Schneehasen stürzte und die schmerzvollen Schreie des sterbenden Tieres sein Herz wie einen kleinen Hammer schlagen ließen. Aus diesen Schreien fühlte er die unmittelbare Nähe des überall lauernden Unheils im Leben des Wildes — die Nähe des Todes heraus —. Und deutlich fühlte er das ein zweitesmal, als er während der Nacht ganz dicht an Grauwolf geschmiegt, auf das wilde Geheul eines Rudels Wölfe horchte, das einem Karibullen dicht auf den Fersen war. Die Bedeutung alles dessen und die wilde Gier nach all dem kam ihm zu früher Stunde in der grauen Dämmerung, als Wotan mit einem noch zappelnden, riesigen Kaninchen zwischen den Kiefern heimkehrte.

(Fortsetzung folgt.)